

HANNAH HÄFFNER

DIE RIE SIN NEN

ROMAN



»»Die Riesinnen« saugen einen auf der ersten Seite ein, und am Ende dieses Drei-Generationen-Porträts großer Frauen wird man atemlos ausgespuckt.

Wüst, wild, bewegend und voller Poesie.«

Doris Knecht



HANNAH HÄFFNER

wurde 1985 in Heidelberg geboren. Nach ihrem Studium der Politikwissenschaften begann sie, als Werbetexterin zu arbeiten und sich parallel dazu verstärkt dem Schreiben zu widmen. Heute lebt sie mit ihrer Familie als freie Texterin und Schriftstellerin in der Nähe von Stuttgart.

Liebe Buchhändler*innen,

liebe Leser*innen,

ich freue mich, Ihnen die Riesinnen vorzustellen: drei Frauen, groß, größer als alle anderen, unbequem, stur, verletzlich, zweifelnd, mit diesem Willen, etwas zu erreichen, was auch immer das sein mag, mit diesen Wurzeln, von denen sie sich nicht zurückhalten, aber erden lassen.

Drei Frauen, die einander *so* lieben, wie sie aneinander verzweifeln. Die ihre Heimat, den Schwarzwald, tief in sich tragen, diesen mächtigen, unverrückbaren Wald, in dem man sich verlieren und immer wieder neu finden kann.

Drei Frauen, die einfach irgendwann in meinen Gedanken waren, fast schon fertig, die nur noch ihre Geschichte brauchten – und diese Geschichte sollte mich über Monate und Jahre begleiten. Viel ist hineingeflossen, Erinnerungen und Momente aus meiner eigenen Kindheit, Orte, die mich bewegt haben, Fragen, die mich immer noch bewegen. Ich habe großartige Menschen kennengelernt, die mir aus ihrem Leben erzählt und so ein Stück von sich den Riesinnen mitgegeben haben. In meinem Kopf ging es plötzlich um Forstwirtschaft und das Metzgerhandwerk der Sechzigerjahre, es ging um große Träume, um Heimat, um das Tropfen des Waldes nach dem Regen, um den Geruch von Moos und Erde.

Während dieser Zeit waren die Riesinnen mir *so* nah, *so* eng

verwoben mit meinen eigenen Gedanken, dass ich manchmal gar nicht mehr wusste, wo die Geschichte endet und mein eigenes Leben beginnt. Jetzt aber ist es an der Zeit, die Riesinnen ziehen zu lassen. Ich möchte sie Ihnen ans Herz und in die Hände legen, auf dass sie Ihnen ihre wilde, zärtliche Welt öffnen.

Es wäre mir eine Ehre und eine große Freude, wenn Sie die Riesinnen ein Stück auf ihrem Weg begleiten und sich mit ihnen den großen Fragen stellen würden, die sie bewegen: Kann man selbst bestimmen, wo man Wurzeln schlägt? Ist Heimat ein Hafen oder vielleicht auch eine Bürde? Und wie viel Loslassen steckt in Freiheit?

Ich freue mich auf viele inspirierende Gespräche, auf Ihre Leseeindrücke und auf alles, was »Die Riesinnen« hinaus in die Welt tragen kann.

Mit den herzlichsten Grüßen
Ihre Hannah Häffner

September 2025

DIE RIESINNEN

Kapitel 1

Die Dunkelheit ist sprichwörtlich und wild. Sie türmt sich in den Wolken, die über dem Tal liegen, und streckt sich weit bis an die Zipfel des Himmels. Sie kommt mit dem Wind und verschlingt den hellen Tag, dringt bis in die Häuser, bis in die Zimmer, die Köpfe. Sie verschwimmt mit dem Schwarz des Waldes, der vor ihr die Waffen streckt, sich ihr hingibt, denn mit ihr kann selbst er nicht mithalten, nicht einmal er.

Bald werden die Blitze fallen wie glänzende Nadeln, und in den ersten Häusern gehen schon die Lichter an, sogar beim alten Rombach, der sich sonst die Augen kaputtspart, auf Teufel komm raus. Lichter, obwohl erst Nachmittag ist, und außerdem Sommer, also ist es etwas Besonderes.

Kaum jemand ist noch auf den Straßen, die meisten sind so klug gewesen, das Gewitter am Himmel kommen zu sehen, und die, die nicht so klug gewesen sind, haben es zumindest in den Knochen gespürt, oder im Gedärn. So etwas lernt man hier, weil Gewitter hier eben etwas anderes sind als in der Stadt, wo man einfach die Fenster zumacht. Hier kommen Gewitter von allen Seiten und schlagen dir mit ihrer Wucht die Luft aus den Lungen, werfen dich gegen Wände, schütteln dich. Hier hat man noch Respekt vor ihnen.

Wittenmoos liegt in einer schmalen, länglichen Senke, eine Pfütze von einem Dorf. Die Häuser drängen sich entlang der Hauptstraße, die sich ungefähr in der Mitte zu einem nierenförmigen Platz auswölbt. Einige Höfe brechen aus der Ordnung, liegen vor den Linien, riesig und schwarz, den abgeflachten First in die Stirn

gedrückt, das Holz im richtigen Mond gehauen. Sie sind ihr eigenes Dorf, ihre eigene Welt, und man kommt sich winzig und vergänglich vor, wenn man vor ihnen steht oder in ihnen lebt, denn das ist der Sinn der Sache. Sie sind ewig, sie sind gemacht, um dem Wald die Stirn zu bieten, oder sich auf seine Seite zu schlagen, so genau weiß man das nicht.

Dieser Wald, der von den Flanken ewig heranrollt, in einem Schwarz, das seinen Launen folgt. Mal ist es dunkelgrün, mal schmutzig grau, mal reines, abgrundtiefer Schwarz, die Abwesenheit aller Farben. Dieser Wald, den man nicht aus sich herausbekommt, auch wenn man ihn verlässt. Der wurzelt, unter dem Herzen, hinter den Lungen, und man hört ihn deiner Sprache an und sieht ihn in deinen Augen.

Auf der Straße geht eine schmale, großgewachsene Gestalt, um die die Dunkelheit einen Bogen zu schlagen scheint, denn sie leuchtet. Ihr rostblondes krauses Haar, die helle Haut, verwischt zu einem hellen, vibrierenden Tupfen.

Wer sie laufen sieht – wie die Frau vom Merzenbecher, die beim Zwiebelschneiden aus dem Fenster nach den Wolken schaut –, denkt sich ›Geh schneller, Mädel, schneller‹, aber Lieselotte geht nicht schneller, sie will nicht, sie schwitzt schon, und der Rock scheuert. Sie sieht nicht auf, folgt mit dem Blick der Grenze zwischen Straße und struppigem, grauem Grün.

Der Schweiß rollt ihr die Kanten der Knochen entlang, denn mager ist sie, wie ein Kleiderhaken, zurechtgebogen zu Menschenform. Dünn und stark und langgestreckt, mit spitzen Schultern, mit Füßen, für die man keine Schuhe findet. Keine ist größer als sie, im Dorf nicht, und auch nicht im nächsten. Die anderen Frauen sind zart und irgendwie kompakt, als hielte die

Welt ihre Schätze beisammen. Nur Lieselotte hat sie auseinanderlaufen lassen, von der Erde weg, dazu die Kupferwollehaare, die wütend nach dem Himmel greifen. Wer sie sieht, weiß, wer sie ist, man weiß es sofort, und sie hasst es, hasst es, hasst es. Vielleicht hätte sie es, an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit, auch lieben können, aber das geht nicht, nicht hier. Hier kann sie nie etwas anderes sein als das, was sie ihr nachrufen, die Rotzgören, mit den verschwitzten Hemden und den grasfleckigen Knie.

Woanders, vielleicht, hätte jemand die Stellen geküsst, an denen sich die Sommersprossen zum Gewimmel verdichten, hätte die blauwurzelnden Adern auf der Innenseite der dünnen weißen Arme mit schwieligen Fingern gestreichelt. Woanders, vielleicht. Stattdessen ist da Bernhard, der sie hinnimmt, mit diesem Gleichmut, der ganze Welten ersticken, unter sich begraben könnte.

Sie hätte vielleicht doch früher aufbrechen sollen. Das Gewitter ist eines, das es ernst meint.

In der rechten Hand trägt sie den Korb. Mit der linken Hand, die in ihrer Rocktasche steckt, hält sie die Münzen, die heimlichen, so fest, dass ihr die Kanten in die Handfläche schneiden. Viel ist es nicht, siebzehn Pfennige, aber es ist auch nicht nichts. Es warten schon sechsunddreißig Mark und elf Pfennige in der flachen Diamalt-Blehdose, eingeschlagen in ein Stofftaschentuch, damit nichts klappert. Sie versteckt die Dose immer wieder neu. Wenn Bernhard sie fände, wäre es peinlich, aber er ist nicht das Problem. Wäre es nur er, wäre die Schublade mit ihrer Unterwäsche gerade recht, oder die Besenkammer, als ob er jemals auch nur einen Blick hineinwerfen würde.

Nein, seine Mutter ist es. Margret, die eine Heilige sein will, so gerne eine wäre, aber in Wahrheit nur lästig ist. Sie ist kein schlechter Mensch, aber sie klebt an den Dingen, klebt an der Luft, man wird sie nie wieder los, sie ist einfach überall, bis man nur noch schreien möchte. Sie wird das Geld irgendwann finden, das steht fest. Sie wird das Geld finden und Dinge daraus schließen, die nicht weit von der Realität entfernt sind, denn Margret ist eine Pest, aber dumm ist sie nicht.

Liese schafft es, vor dem Regen. Sie schlägt die Tür zu mit dem ersten Donner und stellt den Korb in die Küche. Nur das, was wir nicht selber haben, hörst du, Liese, und sie weiß es, natürlich. Nur das, was sie nicht selber haben. Sie haben Gemüse und Früchte aus dem Garten, Eier von den nervösen Hühnern hinterm Haus, und Fleisch bringt Bernhard aus der Metzgerei. Also bleibt nicht so viel, um hier und da ein paar Pfennige einzustcken.

Heute war der Essig im Angebot, ausgerechnet. Sie möchte sich über das Geld freuen, aber es ist doch lächerlich, was denkt sie denn, wohin das führt?

Sie zieht sich ihre Kittelschürze über. Dann steigt sie auf einen Stuhl und holt die Blechdose hinter dem Nähkasten hervor, der immer ganz oben auf dem Schrank steht. Siewickelt das Geld aus dem Taschentuch und baut kleine Türme aus den Münzen. Die siebzehn Pfennige von heute sind ein eigener kleiner Turm.

Sechsunddreißig Mark und achtundzwanzig Pfennige.

Lachhaft. Nicht in einer Welt hundertmal kleiner als diese käme sie damit weit. Und selbst wenn sie weit käme, was sollte sie dort, an dem weit entfernten Ort, denn tun?

Sechsunddreißig Mark und achtundzwanzig Pfennige, während draußen das Gewitter die Welt auslöschen möchte.

Sie will nicht darüber nachdenken, wie viel Geld es schon sein könnte.

Früher, in einem Leben, das sie nun nicht mal mehr erkennen würde, ist sie jeden Morgen um fünf mit dem Bus zum Krankenhaus. Jeden Tag diese Traurigkeit, die einen wie eine Keule erwischte, vermischt mit dem Geruch nach Urin, Desinfektionsmittel und Heimweh.

Jeden Monat ein wenig Geld, das nichts aufwiegen konnte, aber immerhin hatte sie damals sparen können, nur um dann jeden Pfennig für ihr Hochzeitskleid und den kratzigen Schleier auszugeben, in ihrer Dummheit.

Ein langes weißes Kleid aus dickem, glänzendem Stoff, dazu ein kleiner Strauß, Schleierkraut und Maiglöckchen, ein kitzelndes Schleifenband im Haar. Weiße, unbequeme Schuhe. Sie hatte geschwitzt und kleine Lichtpunkte gesehen, dazwischen immer wieder wohlmeinende Gesichter, Nicken, Schulterklopfen, Glückwunsch, Gratulation, und nichts davon hatte in diesem Moment einen Sinn ergeben. Nichts davon ergibt heute einen Sinn.

Schritte auf der Eingangstreppe lassen sie hochfahren, und sie wischt eilig die Münzen mit dem Arm von der Wachstuchdecke in ihren Schoß, schlägt die Falten ihres Rocks darüber, aber es ist nur Mina, die dem Regen getrotzt hat.

»Es wird schon schwächer«, sagt sie, fährt sich mit dem nassen Ärmel über die Stirn und sieht aus dem Fenster, um zu schauen, wie sehr sie die Wahrheit biegt.

»Glaub ich dir nicht.«

»Stimmt auch nicht«, sagt Mina und lacht leise. Draußen ist die Welt am Ende, am Ertrinken.

Sie kennen sich schon immer. Die längste Zeit, die sie nicht miteinander gesprochen haben, waren zwei Tage und ein halber im Sommer 55, da waren sie sechzehn, und selbst das ist ein Missverständnis gewesen.

In Minas Locken hängen und zittern die Tropfen, ihr Mantel ist dunkel vor Nässe. Sie wirft ihn auf die Eckbank und setzt sich. Schaut Liese zu, die das Geld aus ihren Rockfalten klaubt, schaut mit dieser Geduld, die einen manchmal wütend machen kann.

»Warum tut du das überhaupt?«, fragt sie dann. Sie hat keinen Grund, Liese zu verletzen, sie will es wirklich wissen.

»Wieso? Weil es so wenig ist?«

»Nicht weil es wenig ist. Weil du nicht gehen wirst, Liese, bestimmt nicht.«

Sie sagt es zärtlich. Mina nimmt die Dinge, wie sie sind, nimmt sie mit ihrer Schwere und ihrer fast schon komischen Aussichtslosigkeit, und Liese wünscht sich manchmal, sie könnte ihr etwas vormachen.

Natürlich tut es weh. Der Gedanke, der keine Wahrheit sein soll, und doch eine ist. Wo soll sie hin? Sie war doch noch nicht einmal über Freiburg hinaus. Sie kennt Berlin, vom Hören und Reden, und weiß, dass es nach Stuttgart nicht so weit ist.

Das ist es. Mehr bleibt nicht. Alle Wege, in ihren Gedanken, führen weg von hier, nur um in sinnlosen Schleifen und Biegungen wieder genau dort zu enden, wo sie begonnen haben, vor ihren Füßen nämlich, und sie zählt stur weiter ihre Pfennige, einfach so.

»Jetzt sei nicht so.« Mina stößt sie unter dem Tisch mit dem Fuß.

»Wie bin ich denn?«

»Na bockig eben.«

»Ich bin nicht bockig.« Liese wickelt die Münzen in das Tuch. Es ist schon ganz fleckig vom Dreck der Hände, durch die die Münzen gegangen sind.

»Dann still. Sei nicht so still.«

Liese erklärt Mina, dass sie nicht still ist, nur nachdenklich. Und dass es schon stimmt, sie wird nicht gehen. Wohin auch.

Sie würde Mina gerne sagen, wie sehr sie recht hat. Aber sie kann es nicht, immer wenn sie nach den Worten sucht, werden sie glitschig, winden sich durch ihren Mund wie Aale.

Stattdessen drehen sie gemeinsam die Bohnen durch, die Liese am Morgen gepflückt hat, vor dem Regen. Sie befestigen das kleine Gerät mit der Kurbel an der Tischplatte und drehen die Bohnen in Stücke, der grüne Geruch klebt sich an ihre Finger, hängt im ganzen Haus.

Mina hält mit beiden Händen die Maschine, die nicht ganz festsitzt und bei jedem Dreher der hölzernen Kurbel verrutschen will. Sie schaut Liese zu, die schwitzt und die Lippen zusammenbeißt. Vielleicht drehen sie in vierzig Jahren noch gemeinsam Bohnen durch, vielleicht nie wieder. Liese wirkt immer so, als sei sie fast schon weg, aber nur in Gedanken. Als sei es der Sinn des Lebens, sich nicht festhalten zu lassen, nur um dann nicht zu wissen, wohin sie denn gehen soll.

Sie wechseln einen Blick, und Liese ver dreht die Augen. Sie mag es nicht, wenn Mina wehmütig wird.

Als Bernhard am Abend nach Hause kommt, steht die Fuhre Bohnen schon eingekocht im Keller, elf Gläser in Reih und Glied, beschriftet in Lieses schönster Schrift, die so hübsch und ordentlich ist, dass selbst Margret nichts daran auszusetzen hätte. Liese schämt sich dafür, dass sie fast schon ein bisschen stolz ist. Ihr Werk. Nichts, aber immerhin ihr Werk. Eingekochte Bohnen.

Bernhard sagt nichts, nickt aber, als sie ihm davon erzählt. Was soll sie sonst auch sagen?

Sie kann ihn riechen. Nicht ihn, er hat keinen Geruch, aber die Metzgerei. In die Luft gestäubtes Blut, metallene Haken, klamme, steife Gummischürzen. Das wird er nicht los, nie wieder, aber es scheint ihn selbst nicht zu stören, er merkt es sicher nicht einmal.

Für sie ist es eine feine, rostfarbene Wolke, die ihn zu aller Zeit umgibt, selbst wenn er schläft. Sie macht sich Sorgen, dass irgendwann das ganze Haus so riecht, dass irgendwann ihre Kinder so riechen, und nicht nach Puder und saurer Milch. Was, wenn sie selbst so riecht und es nicht bemerkt? Sie hofft, jemand würde es ihr sagen.

»Was gibt's?«, will er wissen, dabei stehen die Koteletts mit den Klößen allzu offensichtlich auf dem Tisch.

»Kotelett mit Klößen.« Sie tut ihm zur Sicherheit noch etwas mehr Soße auf.

Er setzt sich, sie setzt sich zu ihm. Er beugt den Kopf, um zu beten, dann zu essen, und ihr fällt wieder auf, wie weit der Haarsatz schon nach hinten gewandert ist, dabei ist er doch erst sechsundzwanzig. Vom Vater hat er das geerbt, aber man darf ihn nicht darauf ansprechen, sonst wird er bös.

In den blanken Ecken ist die Haut braungebrannt, zwischen den schwarzen Stoppeln leuchtet sie weiß hervor. Bernhard wird dunkelbraun in der Sonne. Sie sieht daneben immer aus wie ein frisch gebleichtes Tischtuch.

Wenn ihr nur etwas einfallen würde, das sie erzählen kann, aber da ist nichts. Nichts, das ihn interessieren könnte. Nichts, das ihn etwas angeht.

Sie müssten sich lieben, das haben sie sich vor Gott versprochen,

oder nicht? Und das ist es jetzt, das soll es jetzt gewesen sein.

»Den Haschi haben sie gekündigt.« Das sagt er, als wären sie, die den Haschi gekündigt haben, nicht seine Eltern gewesen. Bernhard tut gerne so, als wäre er einer von denen, von ihnen, dabei wird er die Metzgerei erben, wenn die Zeit gekommen ist, und den Schlachtbetrieb dazu.

»Den Stefan Haschberger? Wieso?«

Sie mag den Haschi, oder hat ihn gemocht. Wenn sie dem Bernhard etwas hat bringen müssen, war er nett zu ihr, und auf dem Betriebsfest auch. Er ist leiser als die anderen, nicht so derb.

Bernhard zuckt mit den Schultern. Er will es ihr nicht sagen. Sein Vater bespricht mit seiner Mutter die geschäftlichen Dinge. Bernhard bespricht mit seiner Frau nichts. Wenn sie ihn fragt, wie es läuft, im Geschäft, dann schaut er nur. Wie soll es schon laufen? Gut. Fleisch brauchen die Leut immer.

Bernhard isst die Koteletts und die Klöße. Den Teller räumt Liese weg und spült ihn gleich.

Sie fragt noch einmal nach dem Haschi, aber Bernhard zuckt nur mit den Schultern. Was der Haschi jetzt macht, weiß er auch nicht, oder er will es nicht sagen. Der Haschi ist jetzt eben einfach weg, er ist eh nicht von hier gewesen.

Liese zieht ihr Altefrauen-Nachthemd an, das man nicht anders bezeichnen kann, beim besten Willen nicht. Es ist rosafarben, mit weiß besticktem Kragen.

Es sollte wohl bis zu den Knöcheln reichen, ihr reicht es immerhin bis zu den Schienbeinen. Sie beugt sich nach unten und lässt sich das kalte Wasser über die Hände laufen. Die Venen im Weiß ihrer Unterarme treten noch blauer hervor. Sie lässt das Wasser laufen, bis es wehtut.

Sie muss es jemandem sagen. Bernhard hat alles Recht, oder etwa nicht? Hat es selbst dorthin getan, das Ding.

Das Ding bringt sie zur Verzweiflung, so sehr, dass sie einfach versucht, nicht darüber nachzudenken. Tut so, als wäre es nicht da, als wäre da nur leerer Bauch, aber es klappt nicht immer.

Sie hat gedacht, dass es sie wütend machen müsste, stattdessen ist da etwas. Etwas ganz kleines Zärtliches.

Sie will das doch gar nicht. Sie will nicht bleiben müssen, deswegen.

Andererseits: Was glaubt sie, wer sie ist? Sie ist doch gar nicht mutig. Kind hin oder her, sie haut nicht ab, sie braucht nur den Plan, die Möglichkeit, um nicht verrückt zu werden.

Aber jetzt ist es eben da. Also, zumindest ist es Fakt, vorausgesetzt, sie hat richtig gezählt, und das hat sie. Vierundsiebzig Tage, ohne dass sie geblutet hat. Das geht nicht einfach so.

Sie sollte es ihm sagen, irgendwann wird er es ohnehin bemerken. Selbst er. Aber sie mag das Gefühl, dass es ihres ist, ihres allein. Sie wird es bald genug teilen müssen.

Bernhard sieht sie stehen, vom Bett aus. Sieht das Rechteck aus Badezimmerlicht, alle drei Sekunden ein Flackern, das müsste er richten, dringend. Sieht die rosa Absurdität und denkt sich, dass Liese eine Gute ist. Trägt das Hemd, das seine Mutter ihr geschenkt hat, ohne Murren. Eine Gute.

Sie ist nicht schön, das nicht. Aber ordentlich, und sie steht fest, mit beiden Beinen, das ist wichtig hier heroben. Nicht jeder ist für den Schwarzwald gemacht, aber Liese ist von hier, genau wie er.

Er weiß, dass manche über sie lachen, hört es doch selbst. Das Knochengerüst. Ob es wohl klappert, wenn er über sie rübergeht? Hat einer der Lehrlinge gefragt, ohne zu merken, dass Bernhard hinter ihm steht. Bernhard hat so getan, als hätte er

ihn nicht gehört. Er mag es nicht, wenn alle ihn ansehen.

Liese löscht das Licht. Die Dielen knarren sacht, als sie ins Schlafzimmer kommt und ins Bett steigt. Sie deckt sich zu und schaut in die Schatten, die sich über ihr ausbreiten. Sie könnte es ihm sagen.

Die Wolldecke ist so kratzig, dass sie es durch das dünne Laken spürt. Sie hasst diese Decke.

Bernhard atmet ruhig, aber noch nicht so ruhig, wie er es tut, wenn er schläft. Meistens liegt er noch ungefähr zehn Minuten wach, nachdem er sich ins Bett gelegt hat. Sie wollte ihn schon lange einmal fragen, was er in diesen Minuten tut. Ob er nachdenkt, oder betet, oder einfach wartet. Aber irgendwie hat sie den Zeitpunkt verpasst. Jetzt wäre es doch lächerlich, oder nicht? Jetzt kommt es ihr so vor, als müsste sie es auf magische Weise einfach wissen.

»Bernhard?«

Neben ihrer Stimme klingt alles andere plötzlich noch so viel leiser.

Er schnauft neben ihr. »Was ist?«

Sie reden normalerweise nicht mehr, wenn sie das Licht schon gelöscht haben.

Liese zögert kurz. Soll sie jetzt? Aber sie will nicht.

»Ach, nichts.«

Sie kann es nicht sehen, aber sie weiß, dass Bernhard nickt.

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Kurz darauf ist er eingeschlafen.

Menschen mögen Geheimnisse, wenn es denn ihre eigenen sind. Geheimnisse sind wie Haustiere, man kann sie hegen und füttern

und sich an ihnen erfreuen, und sie gehorchen niemandem sonst. Lieses Geheimnis ist wie eine fette, zufriedene Katze mit langem Fell, die in Sonnenflecken liegt und nichts als guten Käse isst.

Liese will sie nicht hergeben, aber sie muss, der Bauch wächst doch. Sie ist so dünn, darum wird man es bald sehen. Wenn der Wind ihr Kleid erfasst und gegen ihren Körper drückt, sieht man es schon jetzt. Jemandem wird es auffallen, nicht Bernhard, aber jemandem, und der wird etwas sagen und Bernhard wird wütend sein, dass er noch nichts davon weiß.

Sie sagt es ihm erst zwei Wochen später. Sie haben den Garten gegossen und Beeren gepflückt. Es ist ein heißer Freitagabend. Lieses Arme sind ganz zerkratzt, ihr Scheitel brennt von der späten Sonne, und ihr Nacken schmerzt.

Sie hat zwei Eimer voller Beeren zu ihren Füßen stehen, lässt die Arme hängen. Bernhard kommt den Pfad zwischen den Beeten entlang, trägt leere Gießkannen zum Haus zurück.

In diesem Augenblick weiß es Liese einfach. Dass es nichts ändert. Dass sie es ihm ebenso gut sagen kann. Und darum sagt sie es, gegen das Licht, mit zusammengekniffenen Augen, den Arm schützend über der Stirn.

»Weißt du, Bernhard, wir bekommen ein Kind.«

Er stellt die Gießkannen ab, vorsichtig. Sie kann sein Gesicht so schwer erkennen, alles gleißt, und er sagt auch nichts.

Er kommt zu ihr herüber und stellt sich neben sie. Sie kann riechen, wie verschwitzt er ist, und riecht auch die Erde an seinen Stiefeln.

Er steht neben ihr und atmet heftig. »Das ist gut, oder nicht?«

Was fragt er sie das?

»Ja, das ist gut.« Sie weiß es doch auch nicht.

»Wann kommt es denn?«

Liese zuckt mit den Schultern. Darüber hat sie noch gar nicht nachgedacht. Sie hat sich nur damit beschäftigt, dass das Kind jetzt da ist, wo es ist, nicht damit, dass es von dort auch irgendwann wegmuss.

»Im neuen Jahr. Hoffentlich dann, wenn schon kein Schnee mehr liegt.«

Der letzte Winter ist schlimm gewesen, der schlimmste. Hoffentlich wird der nächste weniger hart.

Bernhard steht da und schaut. Sie weiß nicht, ob er zufrieden ist. Sein Gesicht glänzt vom Schweiß und ist ganz rot unter der Bräune.

Schließlich nickt er. »Ich bringe die Gießkannen in den Schuppen.«

Liese nickt auch. Die Gießkannen in den Schuppen, unbedingt.

...

An einem kühlen Sonntag ist er dann da, der erste Tritt, oder der erste Fauststoß, genau weiß Liese es nicht.

Der Himmel ist wasserfarbenblau und wolkenlos, die Wälder sind zackenscharf gezeichnet, die Wiesen noch sommergrün. Ein Tag, der warm sein müsste, wenn man aus dem Fenster blickt, der einen aber mit seiner klaren, frischen Luft erwischt und frösteln lässt, wenn man vor die Tür geht.

Sie beschließt, den alten Spazierweg hinaufzugehen. Nicht den mit den Richtungsweisern, hoch hinauf zum Aussichtspunkt, den die Ausflügler mit Vesper und Wanderstock gehen und sich sehr einheimisch dabei vorkommen. Auch nicht den zur Kapelle, denn da läuft man Gefahr, eine verwaiste Soldatenmutter mit einem

Bündel schon etwas welker Rosen zu treffen, die ihre Blumen und Sorgen dem gekreuzigten Jesu zu Füßen legen will, und die, wenn sie einmal ein Gespräch begonnen hat, kein Ende findet.

Auf dem alten Spazierweg, den Lieselotte liebt, trifft man niemanden, er ist mühselig und, wenn man nicht weiß, wo man suchen muss, ohne Reiz.

Lieselotte geht eilig durchs Dorf. Sie hat keine Lust, irgendwelche Nichtigkeiten auszutauschen, und sie glaubt auch, dass Bernhard es nicht gut findet, wenn sie alleine auf rutschigen Wegen herumspaziert. Er muss es also nicht gerade erfahren.

Hinter der Scheune vom Stöckerhof, am Bombenloch, zweigt der Weg links ab und verzweigt sich rasch hinter die Bäume, die auf dieser Seite tief ins Tal hineinragen. Der Weg windet sich den Schattenhang hinauf; das Laub wird vom Tau auch im Sommer kaum trocken und raschelt nicht, sondern dämpft ihre Schritte wie ein nasser Teppich.

Eine vermooste Quelle macht auf halber Strecke den Weg sumpfig, sodass man Acht geben muss, nicht mit dem Schuh steckenzubleiben. Es riecht feucht und nach mehreren Sommern gleichzeitig. Nach dem vergorenen Laub und denrottenden Nüssen der letzten Jahre, nach den dunkelgrünen Blättern und den jungen Flechten der letzten Wochen. Die Luft legt sich mild um Lieselotte, wie ein feiner, von Waldgeruch schwerer Sprühnebel. Links und rechts vom Pfad stehen die Bäume dicht und dunkel, es hat so etwas Ursprüngliches, auch wenn der Wald längst nicht mehr der ist, der er mal war, der er sein sollte. Abgeholt haben sie ihn, ohne nachzudenken, und was ihr jetzt über den Kopf wächst und sich hoch droben fast zu einem Tunnel schließt, der alles Licht aussperrt, ist bloß ein reuiger Versuch, ihn zu alter Stärke zu bewegen. Von Menschenhand gepflanzte Fichten, ge-

setzt, um die ausufernden kahlen Stellen zu füllen, auf dass der Wald nicht ganz auseinanderfällt und zu bloßen Bäumen wird.

Man sieht es nicht, das Künstliche, der Wald hat sich seine Ungezähmtheit zurückgeholt. Wild und stor ist er, aber Liese findet ihn nicht bedrohlich. Ist er nicht. Nicht, wenn man ihn respektiert. Es ist, als hätte das dunkle Grün bei allen Schatten eine Wärme in sich. Man geht nicht verloren, im Wald, man wird bloß ein Teil von ihm.

Wenn man fast ganz oben angekommen ist, muss man nach dem großen Doppelstumpf vom Weg abzweigen und einem unsichtbaren, unter Gestüpp verborgenen Trampelpfad folgen. Dann gelangt man zu einer morschen Bank, für die sich das Tal in seiner ganzen Weite öffnet.

Liese setzt sich, schwer atmend, der Weg hinauf strengt sie nun viel mehr an. Die Sonne malt durch die schwankenden Zweige hindurch scheckiges Licht um sie herum. Bis in die Ferne kann sie schauen, und es ist tröstlich, dass es so etwas wie die Ferne überhaupt gibt.

Auf ihrer Oberlippe hat sich kalter Schweiß gesammelt, und kalt rinnt er ihr auch den Rücken hinab. Sie liebt dieses Gefühl. Liebt es, dass sie niemand hier sieht. Dass sie sich selbst so vor kommt wie etwas, das schon ewig hier wächst und einfach dazugehört. Dass es still ist und doch nicht still, mit all dem Geraschel und Getrappel, dem Kriechen und Umschlingen, mit dem Wind, der weich über die zittrigen Blätter fährt, die noch grün sind und doch längst wissen, dass ihr Ende nicht mehr so weit ist.

Von der morschen, feuchten Bank wird ihr der Rock klamm, aber es kümmert sie nicht. Für einen Augenblick ist sie aufgehoben.

Sie weiß nicht, wie lange sie dort oben sitzt. Etwas länger als

sonst vielleicht, sie will den Ort doch dem kleinen Wesen in sich zeigen, damit es ihn wiedererkennt, wenn es dann auf dieser Welt ist. Ob es den Wald spürt und hört? Die Friedlichkeit, die sie erfasst, spürt es ganz sicher.

Auf dem Weg nach unten, kurz bevor sie die ersten Höfe erreicht, sieht sie den Franz Eschbach. Mit ihm spricht man nicht. Man sagt Guten Tag, mehr nicht, auch wenn Liese nicht so genau weiß, warum. Die Eschbachs sind nicht von hier, aber das allein ist es nicht, da ist noch mehr, aber keiner redet darüber. Es gibt andere Leut, die auch nicht recht dazugehören, vor allem die Ausgebombten, die damals aus Freiburg hochgezogen sind, aber sogar zu ihnen ist man netter als zu den Eschbachs.

Seit der alte Eschbach tot ist, sind da nur noch der Franz und seine Mutter.

Sie haben den alten Ketterer-Hof, der schon lange nicht mehr den Ketterern gehört, die Ketterer sind ausgestorben.

Man sieht den Franz Holz machen und die Hühner füttern, den Mist wegbringen und das Dach reparieren. All das, wenn er nicht im Sägewerk arbeitet, zu dem er bei Wind und Wetter mit seinem alten Rad strampelt.

Der Franz ist groß und breit. Er hat krauses Haar und dunkle Augen, und manche Kinder behaupten, dass sie Angst haben vor ihm. Als hätten sie sich das selbst ausgedacht, was sie natürlich nicht haben.

Der Traktor steht auf dem weichen Weg. Der Franz lädt Holz auf den Hänger, der schon fast voll ist. Seine Hose starrt vor Dreck, und an den Stiefeln klebt er auch. Die dunklen Haare wachsen aus dem Hemdkragen den Nacken hoch, das ist ihr vorher noch nie aufgefallen. Der Bart ist zu lang.

Sie muss an ihm vorbei und nickt ihm zu.

»Guten Tag, Liese.« Mehr sagt er nicht.

Natürlich weiß er, wer sie ist, jeder weiß hier, wer jeder ist.

Sie grüßt zurück. »Guten Tag.«

Er wischt sich mit dem Ärmel über die Stirn und schnauft.

»Hab noch ein paar große Stücke. Kannst du mit anpacken?«

Sie starrt ihn an. Glaubt er wirklich, dass sie ihm hilft?

»Ein Scherz.« Er schaut sie an, als sei er nicht sicher, ob sie geistig bei Kräften ist.

Ein Scherz. Sie spürt, wie ihr Gesicht rot anläuft.

»Natürlich. Ich dachte nur ...«

»Vergiss es, Liese. Ein Scherz, mehr nicht.« Er stellt einen Fuß auf den Tritt und langt nach oben, um sich auf den Bock zu ziehen.

»Soll ich dich mit runternehmen?«

»Nein, danke.«

»Bist du sicher?«

Natürlich ist sie sich sicher.

Er lässt den Traktor noch nicht an, schaut erst noch. »Warst du alleine droben?«

»Ja, war ich.«

Was will er von ihr?

»Ist schön da«, sagt er, fast schon ernst. »Ich mag den Blick.«

»Heute war er ganz gut. Aber im Herbst ist es noch schöner da.« Das ist ihr so rausgerutscht.

»Im Herbst. Ganz genau.« Er schaut sie an, als sei sie vielleicht doch nicht verrückt.

Er wartet, bis sie ein paar Schritte entfernt ist, dann erst fährt er los und an ihr vorbei.

Sie ist zu lange fortgeblieben. Sie muss sich beeilen. Das Essen, denkt sie. Sie geht zügig, aber bedacht, will auf keinen Fall ausrutschen.

Auf den Stufen vor dem Haus bleibt sie kurz stehen und atmet sich zur Ruhe. Ihr ist kühl, obwohl sie schwitzt, ihre Hände und Beine sind ganz kalt.

Sie zieht die Strickjacke fester um sich, als von drunter jemand die Maschen ausbeult. Nur ganz kurz. Hat sie sich das eingebildet? Nein, da war etwas, ganz bestimmt. Kein fester Stoß, ein Anstupsen vielmehr, vorsichtig und vogelleicht. Mama, bist du da.

Ja, ich bin da, denkt Lieselotte und legt die Hände auf die Stelle. Glück, nichts anderes kann es sein, gräbt sich von ganz tief innen unter ihre Haut, bis in die Fingerspitzen. Hell und breit fließt es jetzt.

Ihr Kind ist da. Sie ist nicht allein. Nicht in ihrem Körper, nicht auf der Welt.

...

Sie wollen weiterlesen und mehr erfahren?



Weitere Informationen zum Roman sowie Bestellmöglichkeiten finden Sie hier – einfach den QR-Code scannen.

**Ab sofort vorbestellbar,
ab 25.02.2026 überall dort,
wo es Bücher gibt.**

Copyright © der Originalausgabe März 2026, Penguin Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Gestaltung: minkmar.de
www.penguin-verlag.de

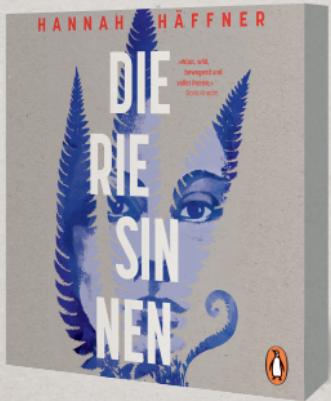
»Heimat ist ein Wort,
das ihr nicht über die Lippen kommt,
aber in den Knochen steckt es ihr schon.«

Ab 25.02.2026 überall im Handel

Hardcover | ca. 416 Seiten | € 24,- [D]

Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich

Das Hörbuch wird gelesen von Nina Hoss.



»Hannah Häffner hat eine literarische Parabel über Heimat und Ferne, über Nähe und Distanz geschaffen, deren unter der Oberfläche lauernde Dunkelheit gleichsam berührt und mitreißt.

Liese, Cora und Eva – unvergessliche Figuren mit Tiefe, Herzenswärme und Visionen. Ich freue mich darauf, unseren Kund*innen bald von diesem Text vorschwärmeln zu dürfen.

Sicher ein Jahreshighlight 2026.«

Markus Schneider,
Buchhandlung Taube, Marbach

Für alle
Leserinnen von
Dörte Hansen
und Iris Wolff

**DREI FRAUEN,
DREI GENERATIONEN.
EIGENSINNIG SIND SIE,
DIE RIESINNEN,
KNORRIG, STARK UND WILD.**

Wittenmoos, ein kleines Dorf im Schwarzwald, ist die Heimat dreier Frauen. Groß und dünn überragen sie alle anderen und wollen so gar nicht in die Dorfgemeinschaft passen.

Und doch sind sie hier verwurzelt und müssen ihren eigenen Weg in den engen Grenzen des Dorfes finden. Liese, die nach dem Tod ihres Mannes still und unerbittlich die Metzgerei führt. Cora, ihre Tochter, die Wütende, die ausbrechen wird und lernen muss, dass Heimkehr keine Niederlage ist.

Und Eva, Coras Tochter, die den Wald liebt und sich dessen erst bewusst werden muss.

In dunkler, satter, zarter Poesie erzählt Hannah Häffner die unvergessliche Geschichte dreier Frauen, die sich von den Sechzigerjahren bis in unsere Zeit spannt. Eine Geschichte über die Sehnsucht nach Freiheit und Wurzeln, über Mütter und Töchter und über die Kraft der Natur.

**Ab sofort vorbestellbar,
ab 25.02.2026 überall dort,
wo es Bücher gibt.**